

Eugen Rosenstock

Die  
Hochzeit des Kriegs  
und der Revolution

---

Im Patmos-Berlag Würzburg

1920

## VI. Die Krise der Universität.

Wie alle Institute, die zum Aufbau unserer zentral-europäischen Kultur gehören: Staat, Nationalkirche, Heer, Parlament, Unternehmen, so wankt heute auch der Bau der deutschen Universitäten im Sturm der Zerstörung. Hatte die katholische Universität ihre Hochblüte etwa 1275, so erreichte die protestantische ihre Vollreife unter Kants Einfluß gleich nach 1800. Von dem damals über sie ausgegossenen Glanz zehrt sie noch heute. Gerade so nun wie die Träger der anderen Kulturinstitute sind auch die Träger der Universität in eine gedämpfte Bewegung geraten, weil die von ihnen zu Versorgenden, die Studenten, ihnen geistig die Gefolgschaft aufkündigen. Wie dem Beamten angst wird vor dem „Untertan“, dem Landesherren vor seinen „Vaien“, wie der Unternehmer den Arbeiter, der Abgeordnete seine Wähler nicht mehr hinter sich hat, um vom Verhältnis zwischen Offizier und Mann zu schweigen, so ahnt die Behrerschaft, daß ihr die Schüler nicht mehr glauben. Was tut sie also? Sie tut wie alle, die sich fürchten: sie schaut nicht auf die Wunde, sondern beschäftigt sich mit „Reformen“. Wie die Juristen in Weimar ahnungslos das Vaterland durch Proporz und Verfassungsreform retten, obschon weder Vaterland noch Parlament mehr lebendig sind, wie die evangelischen Pfarrer sich auf die Trennung von Staat und Kirche stützen, während nur noch alte Weiblein in dieser Kirche sitzen, wie die Großindustrie „sozialisiert“ wird, während

ihr auf Export gegründetes Dasein längst dem Untergang geweiht ist und die Jugend aus den Großstädten herausstrebt, so „reformiert“ sich die Universität heute krampfhaft, obschon sie keine Studenten mehr hat.

Sie hat keine Studenten mehr: d. h. die aus dem Krieg heimgekehrte Jugend ist unwiderruflich herausgebrochen aus dem Zauberbann, den die idealistische Hochschule seit 1800 auf sie ausgeübt hat. Sie besucht die Universität, um rücksichtslos auf dem schnellsten Wege zu Brot zu kommen. Das Gros jagt in wahrhaft erbarmenswerter Angst dem „Beruf“ nach. War das auch schon vor dem Kriege so, jetzt hat sich dieser Mißbrauch des herrlichen Wortes Beruf potenziert. Die wenigen aber, von denen die Seele jeder Einrichtung lebt, hoffen nicht — wie vor dem Kriege —, durch die Kathederweisheit während der Studentenzzeit einen andern Menschen anzuziehen, sondern heute ist es diesen wenigen Zufall, daß sie die Jahre ihrer geistigen Wiedergeburt zu Füßen des Katheders verbringen. Nicht aus dem Born der Universitätswissenschaft quillt der erquickende Tau auf diese durstigen Seelen. In offener Feindschaft vielmehr erwehren sich diese des wissenschaftlichen Materialismus, den die Fakultäten heute insgesamt produzieren. Die besten Studenten aber sind zu Fackelträgern geworden, die den erschrockenen — Furcht ist ihr Hauptkennzeichen — Professoren vom neuen Nachkriegsgeist ein unbegreifliches Licht aufsteden.

Die Universität selbst „beschäftigt sich“ also, wie gesagt, mit „Reformen“, da sie dumpf fühlt, daß etwas geschehen muß. Am meisten diskutiert wird dabei die Reform des Privatdozententums. Der Kern der Universitätslehrfreiheit ist ja bisher die Art, wie sich der Lehrkörper jedem jungen Gelehrten zu einer Lehrtätigkeit auf eigene Gefahr, zur Habilitation als „privatim docens“, öffnet. Jeder kann kommen, der gewillt ist, zu lehren

und zu forschen, jedem öffnen sich Katheder und Bibliothek. Dieses Institut ist heute krank, denn es ist auf Gebiete übertragen worden, auf die es nicht paßt: auf die Naturwissenschaften und auf die vielen Spezialfächer, für die es überhaupt keinen andern Lehrenden, keinen „berufenen“ Professor neben dem bloß „habilitierten“ Doktor gibt. Weder in den Naturwissenschaften noch in den Spezialfächern kann heute die Universität ihre Studenten ohne Hilfe und Mitarbeit der Privatdozenten versorgen. Hier gewährt sie also nicht bloß Spielraum für das Training des jungen Doktors, sondern sie spannt ihn bereits ins Joch vollausgenutzter Mitarbeit. Er wird aus einem Minister ohne Portefeuille zum mitproduzierenden Gesellen unterhalb des Meisters und — teilt oft, sehr oft das Los des Handwerkergejellen, zeitlebens Geselle bleiben zu müssen.

Diese Art von Privatdozenten verlangen mit Recht eine wirtschaftliche und verfassungsmäßige Sicherstellung ihres bisher hoffnungslosen Daseins. Denn hoffnungslos ist ein männliches Dasein, dem nicht von außen ein Siegel aufgeprägt wird der Rezeption, der Aufnahme in die Gilde oder Zunft. Der Mensch braucht diese Beruhigung seines bloß individuellen Strebens durch eine ihm zugewandte „Entsprechung“ des Kreises, dem er sich zugewandt hat. Diese ist aber immer erst mit der Einräumung wirtschaftlichen Anteils am Brotbeutel, an der Kasse dieses Kreises ausgesprochen. Kein Titel, kein Rang als „Professor“ kann diese moralische Seite der Gehaltszahlung ersetzen. Denn erst wer mit bei Tisch ist, zählt als volles Mitglied einer jeden Hausgemeinschaft. Der Kampf um das „Existenzminimum“ des Privatdozenten ist also für diese neue Art des Privatdozenten tief begründet. Die alte Art des Privatdozenten wird dafür durch ihn tödlich bedroht. Denn an jedem Tisch ist nur für eine begrenzte Zahl gedeckt. Entlohnung des Privatdozenten

in irgendwelcher Form (Stipendium, Vergütung, Existenzminimum: man hat nämlich tausend Namen gesucht, um sich über diese Konsequenz hinwegzutäuschen) bedeutet immer das Ende der unbegrenzten Habilitationsfreiheit, bedeutet den numerus clausus für die Privatdozenten und damit die Verbeamtung ihrer Bage. Jedem Privatdozenten das Recht auf Gehalt zusprechen wird heute ein wahres Kettenstehen hungriger Akademiker bewirken; es ihm verweigern, bedeutet eine schreiende Ungerechtigkeit gegen den naturwissenschaftlichen und den spezialistischen, überhaupt gegen jeden bereits jetzt zur Mitarbeit „ausgenutzten“ Privatdozenten.

Der preussische Referent für Universitätswesen, Professor Becker, hat daher in einem sehr diplomatischen Vortrag vorgeschlagen, man solle doch dem Staat Einfluß auf die Habilitation einräumen; denn dann könne dieser auch fiskalisch etwas für den jungen Mann jeweils tun. In der Dozentschaft selbst redet man aneinander vorbei, da die beiden Arten Privatdozent nicht nur selbst entgegengesetzte Interessen haben, sondern ihrerseits nur Symptome eines klaffenden Risses in der angeblichen Einheit der Universität sind. Hier liegt der Kern des Leidens, an dem alles geblüht vorbeischiebt! Man will einen Körper einheitlich reformieren oder einheitlich konservieren, der keine Einheit mehr hat. Keiner der Reformfreunde oder -gegner umfaßt heute mit seiner Liebe die ganze Universität, weil keiner sie heute mehr als Ganzes umfassen kann. Die idealistische Universität von 1810 mit ihren Fakultäten und die heutige spezialistische leben nur noch äußerlich unter einem Dach. Es geht ein ähnlich endgültiger Riß durch sie hindurch, wie ihn neuerdings Staftan für die evangelische Landeskirche dargetan hat.

Ein überlegener Geist wie Harnack hat darauf in einem von Altersweisheit gesättigten Aufsatz hingewiesen,

der sich mit einem weiteren Reformproblem, dem Schicksal der theologischen Fakultäten, beschäftigt. Er kommt zu dem paradoxen Ergebnis, daß die theologische Fakultät vielleicht auch heute noch die fruchtbarste und lebenspendendste für das Gesamtleben der Universität sei. Er hat recht damit. Ohne die theologischen Einflüsse wäre das geistige Quodlibet einer modernen Universität längst als Hüllentonzert offenbar. Aber wohl mag die Erhaltung der Theologenfakultäten, wenn sie gelingt — und sie wird gelingen —, nochmals auf zwei oder drei Generationen über den Zerbruch der Universitas litterarum hinwegtäuschen.

Soweit dieser erwärmende und dem Rationalismus imponierende Abglanz des christlichen Glaubens, aus einer theologischen Fakultät — sie sei nun evangelisch oder katholisch — in einzelnen Trägern jeweils hervorbricht, legt er allerdings noch einen menschlichen Meiß um die übrigen Fakultäten. Mancherorts wurde während der Revolution ein Theologe gerade deshalb außer der Reihe Rektor, aber die innere Unverträglichkeit der Fakultäten ist eben doch am Tage. Der Schematismus der Geisteswissenschaften, ihr statistisch-klassifizierendes Gebaren, erregt mit Recht das immer wachsende Unbehagen der Naturwissenschaftler. Wissenschaft flieht aus dem Glauben ans Wissen, daran, daß wir wissen können und sollen. Diesen naiven, handfesten Stöhlerglauben wenigstens hat der Naturwissenschaftler, und das ist heute seine Überlegenheit gegen den Vertreter der Geisteswissenschaft. Denn dieser hat dem Stöhlerglauben nur ein müdes „Vielleicht“, nur tausend Einzelhypothesen entgegenzuhalten, kein gewaltiges Unifono vom Beweise des Geistes aus der Kraft. Denn unsere Geisteswissenschaften allesamt sind heute verstofflicht, mögen sie die Etikette irgend eines -ismus noch so schamhaft vor sich her tragen. Ein „-ismus“ soll der einzelnen

„Logie“ Richtung geben. Der =ismus ist der Zeitgeist, die Mode einer jeden „=Logie“. Weil es nur noch =Logieen gibt und nur noch =ismen, deshalb gibt es nur noch irdische, directionslos gewordene Einzelwissenschaft mit hilflos ausgesteckten Fühlfäden in das Meer des Stoffs. Die Philosophie ist userlos; die Geschichte wahllos. Am kränksten ist die Jurisprudenz. Denn sie ist haltlos. Ohne Kaiser und Staat und ohne Corpus juris ist sie haltlose, verkäufliche Technik geworden. Die Naturwissenschaft nimmt alle Erscheinungen als Funktionen und Phänomene der „Materie“. Das Gegengewicht könnte ihr darum nur eine Wissenschaft bieten, die alle Phänomene des Geisteslebens mindestens symbolisch und als Ausdrucksform nimmt. Statt dessen sieht sie, wie der Jurist, der Philologe, der Nationalökonom die Erscheinungen „zerkennt“, und so wird der Graben zwischen diesen beiden Hälften: dem abergläubigen, aber doch immerhin gläubigen Naturwissenschaftler, der in Bildern denkt, auch wenn er nicht weiß, daß er es tut, und dem ungläubigen Geisteswissenschaftler, der in Begriffe zerlegt, immer tiefer. Wir wissen den Fall, daß ein Anatom und ein Ethnologe im selben Semester „Anthropologie“ lasen, ohne auf den Gedanken zu kommen, miteinander zu reden; beide waren auf Befragen über diese Anregung betroffen und fest überzeugt, voneinander nicht das geringste lernen zu können! Denn der Inhalt ihrer Vorlesungen berührte sich ja gar nicht! So entwertet ist die Sprache durch die Zweiteilung bereits, daß derselbe Name Unversöhnliches, Unverbundenes ausdrückt. Und doch trieb den Anatom in Wahrheit ein eminent universales Problem: er behandelte in seinem Kolleg ausschließlich die Vererbungslehre! Der Fall gewährt eine unerschöpfliche Ausbeute für die Erhellung der heutigen Lage der Universitas litterarum. Sie ist buchstäblich zu einer bloßen diversitas herabgesunken.

Symptom dessen ist die Erkrankung der äußeren Lehrmethode: des sogenannten Kollegs, der Vorlesung. Ich sehe vom Diktat und dem Raffhunger des heftschmierenden Studenten ganz ab. Der gute Dozent gibt ein buchähnliches System im Gerippe, das er mündlich erläutert. Das war gut, solange man an das Buch glaubte und über ein Buch las (daher ja Vorlesung). Heute ist mit dem Zerfall des Buchglaubens das Einsperren des lebendigen Wortes in Paragraphenkästchen sinnlos geworden. Denn gerade das Beste ist damit dem Worte geraubt und den Begriffen überwiesen: die Funktion der Fortführung des Gedankens. Das heutige Pflichtkolleg verhüllt vor dem Schüler eifrig die innere Bewegung, die den Dozenten zum Weiterdenken treibt. Es ist — vierhundert Jahre nach Erfindung des Druckes — darum noch immer Übermittlung des Buches, mag es nun mehr oder minder glänzend mündlich glossiert werden. Daher nützt es auch nichts, daß der oder jener Dozent innerlich begeistert, gläubig, fromm, kirchlich sein mag. Auch er ist als Dozent durch die Uniform der Vorlesung zu einem ungläubigen, schriftgelehrten Dozieren gezwungen. Daher ja Katholik, Protestant oder Jude als Dozenten sich nicht unterscheiden. Der Etikette ihrer „Konfession“ entspricht keine geistgestaltende Eigenart mehr. Im Kern sind alle gleich stumpfsinnig gelehrt. Notwendig ist der Aufbau einer vierstündigen Vorlesung buchgeleimt statt geistgestaltet. Dagegen kann kein Seminar helfen. Helfen kann nur, wenn der Dozent aufhörte, aus seinem Herzen eine Mördergrube zu machen, wenn er die Uniform des Pflichtkollegs ablegte und den Studenten laut vorrächte, wie wir Menschen allein dürfen, nämlich sprechend, antwortend, sich verantwortend im Gespräch. Der Motor des Kollegs darf nicht zu Hause in Gestalt einer vorgefakten Buchform das Kolleg von Stunde zu Stunde antreiben. Der Motor des Kollegs muß im Hörsaal

selbst in den Herzen der Versammelten knistern. Dazu müssen diese Versammelten freilich eine gemeinsame Basis suchen oder finden. Dazu genügt kein Stundenplan. Dazu, o, gefährlich viel gehört dazu! . . .

Man braucht nur die heutige Dozentenschaft zu betrachten, um zu wissen, daß sie solche brutale Zerstörung ihrer Kolleghestunternehmung durch eine völlig unerhörte Betriebsform bis aufs äußerste hintanhaltend und zu bekämpfen wissen wird. Der Proletstudent wird desgleichen tun; denn er will technische Griffe erlernen. Beide zusammen also werden dafür sorgen, daß die Universität eine Fachschule — verbunden mit spezialistischem Maritänkabinett — bleibt. Sie ist das jetzt schon. Gewisse Verbesserungen im Lehrbetrieb lassen sich noch anbringen. Aber das Geheimnis der Universität, die Einheit der Dozentenschaft in einem Geiste, ist dahin. Gerade die besten Dozenten sind heut krasse „Individualitäten“, die sich selbst, aber nicht eine überindividuelle geistige Person verkörpern. Die mittelmäßigen Dozenten haben die Kollegialität unter sich, die jede Fachschule entwickelt, eine äußerliche Konvention, die in dem Sake gipfelt: Eine Krähe haßt der andern die Augen nicht aus. Aber nicht zwei Dozenten haben den selben Geist, so daß jedem nur übrig bleibt, mit Kreide wie weiland Luther das eigene Botsungswort vor sich hinzuschreiben, um in dem geistigen Herensabbat standzuhalten.

Um so eifriger wird die Universität die Maske der Einheitlichkeit vor dem Gesicht behalten. Sie wird z. B. nicht den Mut haben, die Privatdozenten der verschiedenen Fakultäten verschieden zu behandeln, obwohl das sachlich der einzige Ausweg ist. Denn dieser Mut der „Libertas in dubiis“ flieht immer nur aus der „Unitas in necessariis“. Heute sind die Namen und der Stand ja fast die letzten Einheitsmomente; damit sind sie necessaria geworden,

an deren Einheit niemand rütteln möchte, weil dahinter das Nichts gähnt statt der tragenden Caritas in omnibus. Die innere Einheit und Gemeinschaft der Dozenten ist das, was fehlt; ist das, was wiederkommen muß. Dazu genügt aber nicht eine sogenannte einheitliche Weltanschauung, dazu bedarf es einer tiefen Erschütterung durch einerlei Glauben. Wenn nicht der Geist wie ein Blik die selbständigen Geister enteignet und sich unterwirft, so daß sie aus einem Geist zeugen, wie sollen da alle zusammenwirken wie ein Mann? — Wer es unternimmt, starken Glaubens an die Gotteskraft der Vernunft und ihre Aufgabe der Verherrlichung Gottes, die lebendige Wahrheit ohne allzu reiche Verzweigung wissenschaftlich einfach wieder zu verfassen, der muß mit gleicher Liebe allen Weisen und Wegen des Geistes vertrauen, der muß den Mut haben, die Spezialissima allesamt erst einmal untergehen zu lassen, diemeil sie heute sinulos geworden sind, und muß einen neuen Grundstein legen, nicht der Universitas litterarum — denn das Jahrtausend der Schriftlichkeit des Wissens ist unwiderruflich dahin, — sondern der einheitlichen Anschauung der Geisteswelt, des Makrokosmos, wie die Heiden sagen. Man wird aber nicht von der Universität verlangen dürfen, daß sie anderes tue, als eifersüchtig ihre Spezifikation zu konservieren. Es wäre unbillig, von ihr jene neue Frucht zu verlangen, die aus ganz anderen Grundkräften erwachsen soll. Die Griechen haben auch nur Athen und Alexandria erzeugt. Begnügen wir uns also mit dem Paris von 1250, dem Jena von 1800. Die Universitäten werden fossile Horte der Reaktion werden, soweit sie nicht schon jetzt die Vergeudung ihres Ansehens durch die rabies professorum während des Krieges zu büßen haben werden.

Das neue Wissen aber wird christliche Anschauung sein oder es wird nicht sein. Das natürliche Wissen ist

ein „Gesehenhaben“ mit natürlichen Augen; die Wissenschaft der Schule — mag sie christliche oder weltliche Inhalte haben — ist dem gegenüber ein „Gelesenhaben“. Die dritte Stufe der Wissenschaft kann weder aus den natürlichen Augenblicken einzelner Menschen noch aus den scholastischen Bemerkungen zu Büchern entstehen. Sie wird sich organisch entfalten aus der Schau, mit der der lebendige Christus alles anschaut. Welches Perfektum aber entspricht dieser Anschauung? Es ist das Perfektum des leidenden und schöpferischen Menschen, der da sprechen darf: „Es ist vollbracht!“ Über das Gesehenhaben des leiblichen Auges, über das Gelesenhaben der gelehrten Brille steigt herauf das Erlebthaben des inneren Gesichts. Nicht zum Mikrokosmos ist die Menschheit bestimmt. Mikrokosmisch ist ihr bisheriges Wissen. Sie ist zum „Großen Menschen“ zum Corpus Christi berufen. Als ein Leib, ein Mensch erwirbt sie ihr Wissen, weil sie als ein Wesen ihr Leben erlebt. Ihr Geist überreicht die Zeit.

An zwei äußeren Ereignissen wird das Neue sichtbar werden: einmal an der Verschmelzung der Universität mit der Technischen Hochschule. Die Technische Hochschule, die Gestaltungswissenschaft treibt (Heidebrock), ist ein heilsames Vorbild für die im gestaltlosen Wort verharrende Universität. Durch ihren Zutritt bekäme die Medizin einen mächtigen Verbündeten. Zu Zweit werden Ärzte und Ingenieure den heilenden, verwirklichenden, gestaltenden Charakter alles Wissens so eindrucksvoll verkörpern, daß die Reform der andern Zweige beschleunigt verlaufen wird. Vieles wird dann selbstverständlich werden.

Das zweite ist der Zerfall der juristischen Fakultät. Der größte Beitrag hierzu wird den akademisch gebildeten Richtern verdankt, die sich wie Automaten von einer revolutionären Regierung zu Hochverratsprozessen haben miß-

brauchen lassen. Die Abhängigkeit vom Kaiserlichen Gesetzbuch ließ dem gelehrten Juristen bisher noch einen Abglanz des mittelalterlichen Universalismus. Obgleich nicht aus der eigenen Brust, so schien er doch noch immer aus einer über die gewöhnliche Sterblichkeit erhöhten Rechtsquelle zu schöpfen. Heut aber heeifert sich der bayerische oder preussische Richter, aus der Gedankenwelt von Arbeitern und Bauern heraus zu richten. Damit wird er zu ihrem Schuhpuzer. Natürlich mußten die Münchener Spartaci verurteilt werden, aber entweder durch Soldaten oder durch Volksrichter; nimmermehr durften sich gelehrte Juristen so auspumpen lassen. Unbegreiflich, daß sich kein Warner im Juristenstand dagegen erhebt. Aber hat sich denn einer seit dem Verfassungsbruch von 1890 („ich werde mein eigener Kanzler sein“) erhoben? Hat ein einziger Staatsrechtslehrer während des Kriegs gewarnt? Hat ein einziger die Fürstendecadence gegeißelt, die unhaltbare Verblödung des hohen Adels durch seine Inzucht?

Dieser letzte Umstand redet vielleicht am lautesten von der Unfähigkeit des Juristen, aus seinen Papieren heraus zurückzufinden in die gestaltersehrende Welt. Denn die Entartung des Fürstenstandes war täglich zu spüren, nahm täglich zu: Gutachten über Modeste v. Unruh, d. h. technische Fabrikware, waren die Leistungen des Juristen dazu. Der Jurist muß den Ingenieur zu verachten trachten. Denn seit er den Gott im eigenen Busen getötet hat und nur zum Geist zweiten Ranges geworden ist, zum Techniker — behauptet er nur noch kraft dieser Verachtung seine Überlegenheit über den, der sich unbefangenen selbst Techniker nennt. Die Jurisprudenz hatte Schöpfermacht im Mittelalter. Heut ist sie ein leeres, unzusammenhängendes Gehäuse geworden. Sie spürt es selbst; sie kämpft um ihren Bestand, indem sie mindestens die Ein-

artigkeit des Rechts wieder herstellen möchte, sie spürt, daß ihr Verfall auf die Spaltung in öffentliches und privates Recht zurückgeht. Doch wird das noch nicht die Einfachheit hervorbringen, ohne die heut keine Erneuerung gelingen kann.

Eines Tages wird von außen her die Volkswissenschaft soweit sein, um die Reste der Jurisprudenz, um die Geschichte, Wirtschafts- Sprach- und Kunstlehre in sich aufzunehmen. Volkswissenschaft ist Heilkunde am Volk, wie die Medizin Heilkunde am Körper des einzelnen. Volkswissenschaft heilt und gestaltet den Geist, denn er ist das Organ des Volks. Im Heilen hat sie ihr Maß, im menschlichen Volk den lebendigen Leib für ihre Lehre, da wo jetzt die „Geisteswissenschaften“ weder Sinn noch Ziel dem zügellosen Denken setzen. Diese Volkswissenschaft wird zwischen der Seelenwissenschaft der Theologie und den leiblichen Gestaltungswissenschaften den Abgrund ausfüllen, in den heut Dogmatismus und Historismus der Geisteswissenschaften unaufhaltsam versinken.

---